

stabilisierten, basierten die Beziehungsnetze der Landlosen auf familialen und verwandtschaftlichen Bindungen. Die schichtspezifischen Differenzen waren so dominant, daß sie zumindest bis zur Heirat die Unterschiede zwischen den Geschlechtern überlagerten.

Was Ehe, Erbe und Witwenschaft betrifft, so hat Schlumbohm durch seinen präzisen, nach Alter, Geschlecht und sozialer Schicht differenzierenden Blick eine Fülle interessanter Daten zusammengestellt und gerade auch die vielfältigen Handlungsräume von Frauen beleuchtet. Um die Asymmetrie zwischen den Geschlechtern zu thematisieren und sie in Relation zur sozialen Ungleichheit zu setzen, hätte es jedoch einer konsequenteren Einbeziehung der Kategorie Geschlecht bedurft.

Auch Mikro-Geschichte bleibt, wie er selbst betont, notwendigerweise fragmentarisch, und von einer möglichen Synthese sind wir auch nach den vorliegenden Studien, die grundlegende Einsichten in die ländliche Gesellschaft und ihre schicht- und geschlechtsspezifische Verfaßtheit bieten, noch weit entfernt. Die von allen Autoren aufgedeckte Komplexität der Verhältnisse sollte denn auch vor vorschnellen Verallgemeinerungen warnen.

Claudia Ulbrich, Berlin

Arlette Farge, Lauffeuer in Paris. Die Stimme des Volkes im 18. Jahrhundert. Aus dem Französischen von Grete Osterwald. Stuttgart: Klett-Cotta 1993 (franz. *Dire et mal dire. L'opinion publique au XVIIIe siècle.* Paris: Editions du Seuil 1992), 336 S., DM 48,00/öS 374,00, ISBN 3-608-93200-3.

Wie schon in ihren vorangegangenen Publikationen gilt das Forschungsinteresse Arlette Farges auch in „Lauffeuer“ der sozialen Praxis der Pariser Bevölkerung des 18. Jahrhunderts. Ausgehend davon, daß „Gesellschaft stets auch neben ihrer förmlichen Organisation funktioniert“ (12), setzt sie sich kritisch mit dem seit 1986 in französischer Übersetzung vorliegenden Klassiker „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ von Jürgen Habermas auseinander. Sie zeigt, daß es für ein Verständnis der Entwicklung von „Öffentlichkeit“ notwendig und sehr wohl möglich ist, über die schriftlich formulierte Kritik der bürgerlichen Aufklärer hinauszugehen und jene Stimmen greifbar zu machen, die Habermas als „unterdrückte Variante einer plebejischen Öffentlichkeit“ (11, Habermas) aus seiner Analyse ausklammert.

Wie lassen sich aber solche Stimmen rekonstruieren, die in sich disparat sind, weder einen politischen Ort haben, noch sich schriftlich artikulieren können? Mit den Pariser Archivbeständen bestens vertraut, kann Arlette Farge die verschiedensten Quellengattungen für ihr Forschungsinteresse fruchtbar machen. „Lauffeuer“ basiert auf handschriftlichen Berichten von Pariser Polizeispitzeln, Aufzeichnungen von Chronisten, losen, handgeschriebenen und heimlich verfaßten Blättern, die als eine Art Gegeninformation über das französische und auswärtige Zeitgeschehen berichten, Denunziationsschreiben, der

Untergrundzeitschrift *Nouvelles ecclésiastiques*, der Handschriften-sammlung des *Fonds Joly de Fleury* und nicht zuletzt auf den aufgezeichneten Äußerungen jener, die des „ungehörigen Redens“ beschuldigt in der Bastille gelandet sind. Handschriften und Gedrucktes werden miteinander verschränkt und vor dem Hintergrund ihrer Entstehungsbedingungen und ihres Verwendungskontextes interpretiert. Durch dieses geschickte Gegenlesen gelingt es Arlette Farge, die verschiedenen Blickwinkel miteinander in Beziehung zu setzen und sie zu einem dichten und lebendigen Bild des sozialen Handelns und Denkens zu verweben.

Im ersten Teil von „Lauffeuer“ legt Arlette Farge den Schwerpunkt auf die Wahrnehmung und Repräsentation des „Volkes“ in unterschiedlichen Quellengattungen. Zu Beginn läßt sie drei exemplarisch ausgewählte Memoirenschreiber zu Wort kommen. In ihren Chroniken tritt uns das „Volk“ nur als reaktiver homogener Körper entgegen, dem der emotionale Exzeß innewohnt. Einzelpersonen sind für diese Schreiber nur als zerstückelte Körper vorstellbar. Ein etwas differenzierteres Bild vom „Volk“ zeichnen die Berichte der Polizeispitzel, die an allen wichtigen Orten der Stadt (den Plätzen, Parks, Wirtshäusern und Straßenecken) postiert sind. Ihre Aufzeichnungen über das Gehörte und Gesehene, welche sie tagtäglich ihrem Vorgesetzten, dem Generalleutnant, liefern, der seinerseits daraus einen wöchentlichen Bericht für den König erstellt, dienen sowohl der Überwachung der einzelnen, als auch der Konstruktion eines Stimmungsbarometers. Der polizeiliche Blick ist keineswegs unveränderlich, je nach politischer Konstellation variiert der Tonfall dieser Berichte. Im verbotenen jansenistischen Blatt *Nouvelles ecclésiastiques* hingegen dienen die namenlosen Einzelpersonen nicht mehr als Informationsquelle, sondern als Legitimation der eigenen oppositionellen Haltung. Die Kombination der unterschiedlichen narrativen Formen in dieser Zeitschrift liest Arlette Farge als Popularisierungsstrategie. Indem die *Nouvelles ecclésiastiques* die politischen Ereignisse vor dem Hintergrund ihrer Bedeutung für diese oder jene Person schildern, den Worten und Taten der „einfachen Leute“ Bedeutung schenken und sie als legitim anerkennen, schaffen sie die Basis für das (geforderte) öffentliche Sprechen ihrer Rezipient/inn/en und tragen somit zu deren Subjektkonstitution bei. Arlette Farge zeigt, wie der so gewonnene Denk- und Handlungsspielraum bereits die potentielle Möglichkeit seiner Ausdehnung auf die politische Ebene beinhaltet und sich allmählich die Legitimität, über etwas nachzudenken, gegen das Denkverbot durchzusetzen beginnt.

Im zweiten Teil wendet sich Arlette Farge nun den Formen und Motiven des öffentlich getätigten Wortes zu. Egal ob es sich um Krieg, Friedensverhandlungen, Repräsentationen der Macht, die Einhebung von Steuern, Brotpreiserhöhungen, spektakuläre Gerichtsprozesse oder die *Bulle Unigenitus* handelt, die gesamte Pariser Bevölkerung, und nicht nur die Elite, entwickelt über alle sie direkt oder indirekt betreffenden Ereignisse ihre Ansichten. Im Wohnhaus, im Viertel, auf dem Markt oder in der Kirche findet ein fließender Austausch zwischen Gedanken und Gefühlen statt. Diese Meinung ist keineswegs ein direktes Abbild der im Umlauf befindlichen Nachrichten, sondern

genauso heterogen wie die verschiedenartigen Interessen, auf denen sie beruht. Urteile und Kritik werden stets situationsgebunden wahrgenommen und artikuliert. Es gibt keine kollektive Hierarchie der Ereignisse, alles kann potentiell interessieren. Scheinbar belanglose Begebenheiten werden mit wachem Interesse verfolgt. Auch, oder vielleicht gerade weil die offiziellen Informationen gemäß der absolutistischen Repräsentationslogik bruchstückhaft bleiben, spinnen sich um die erfahrbaren Einzelheiten vielfältige Erzählungen, die zu einer permanenten Modifikation und Revision von Meinungen beitragen. So ist zum Beispiel die Beurteilung des königlichen Auftretens – eine Fragestellung, die sich wie ein roter Faden durch das gesamte Buch zieht – stets Maßstäben unterworfen, die sich in dem Spannungsfeld zwischen traditionellen Erwartungen und Interpretationen des aktuellen Geschehens bewegen. Indem Arlette Farge einige zentrale Themen der öffentlichen Debatten herausgreift und sie immer auch vor ihrem Entstehungshintergrund interpretiert, wird die Komplexität der Meinungsbildung greifbar. Diese mikroskopischen Analysen ermöglichen es ihr, unterschiedliche, aber stets aufeinander bezogene Bedeutungsebenen zu rekonstruieren und so die immer wiederkehrenden Motive zu historisieren.

Besonders faszinierend zu lesen ist das dritte Kapitel, dessen Basis mehr als 200 Dossiers zu „ungehörigen Reden/ungehörigen Äußerungen/ungehörigen Absichten“ aus dem Justizarchiv der Bastille bilden, Dossiers über Männer und Frauen, deren einziges Vergehen es war, das Wort – gesprochen oder geschrieben – gegen den König, gegen die Monarchie erhoben zu haben oder einer solchen Tat beschuldigt zu sein. Arlette Farge analysiert diese Gerichtsakten im Hinblick auf das ihnen inhärente Königsbild. Während bei einem ersten Querlesen der Quellen der Eindruck entsteht, es gäbe einen zeitübergreifenden Topos der kritischen Haltung gegenüber dem Herrscher, offenbart die genauere Analyse zwei verschiedene Strömungen, die beide bald miteinander, bald nebeneinander existieren. Die erste Strömung charakterisiert Arlette Farge mit dem Satz „Wer könnte mich hindern, den König zu töten“, die zweite mit „Deine werten Untertanen verdienen einen König, der sie übertrifft“. Beide kollektiven Imaginationen ergeben sich aus der monarchischen Rhetorik und Ideologie, welche ihre Macht aus dem Bild bezieht, daß der König seine Untertanen liebt und von ihnen geliebt sein will. Farge zeigt, daß diese Konzeption, indem sie sowohl mit der Liebe als auch mit dem Mangel an Liebe spielt, das unauflöslich mit der Liebe verbundene Gegenteil provoziert und impliziert. Den König zu lieben und den König zu töten sind zwei Seiten ein und derselben Haltung. Die Dossiers der Gefangenen geben aber nicht nur Auskunft darüber, welche Ansichten in der Bevölkerung erstarken, sondern immer auch über die Ängste, welche die Monarchie belasten. Als die Repressionen gegen die Jansenist/inn/en Ende der 1740er Jahren ihren Höhepunkt erreichen, genügt bereits der Verdacht einer Verbindung mit dem Jansenismus, um für Jahre in der Bastille zu verschwinden.

Die Funktionsweisen von Repression wie auch den Entstehungsprozeß von Denunziation veranschaulicht Arlette Farge am Beispiel

der nach Damiens' Attentat unter dem Generalprokurator des Pariser Parlaments, Joly de Fleury, zusätzlich eingerichteten Informationsnetze. Die aus der intensivierten Überwachung entstandene Materialsammlung (sechs handschriftliche Bände), welche Polizeiberichte, Ermittlungsergebnisse, Korrespondenz zwischen dem Generalprokurator und den Verwaltern oder Statthaltern des Königreiches sowie Gerüchte und Denunziationsschreiben enthält, gibt Auskunft über die „verwickelten und widersprüchlichen Intentionen des monarchischen Systems, das die Ausrottung der ‚schlechten Gefühle‘ im Volk auch diesmal auf eine Art und Weise betreibt, die eben solche Gefühle weckt, erzeugt oder dazu führt, daß bedeutungslosen Luftschlössern falsche Überzeugungen entnommen werden“ (261). Die im *Fonds Joly de Fleury* archivierten Denunziationen liest Arlette Farge nicht als Widerspiegelung kollektiver Vorstellungen, sondern als Produkt und Wirkung der verschärften Kontrolle, als von der Polizei hervorgerufenes und verbreitetes „übles Gerede“. Eine genaue Lektüre zeigt, wie sich das polizeiliche Interesse zwischen 1757 und 1760 verlagert. Je weiter der Tod Damiens' in die Ferne rückt, desto häufiger werden Reden/Denunziationen verfolgt, die nicht mehr direkt auf das Attentat verweisen, sondern die gesamte monarchische Politik wie auch die Person des Königs in Frage stellen. Aus dieser Verschiebung der Ängste der Obrigkeit folgert Arlette Farge, daß sich Polizei, Gericht und Statthalter erstmals bewußt zu werden scheinen, daß die Pariser und Pariserinnen ihr Königsbild neu zu fassen beginnen, sich die Strömung, daß nur ein gerechter König auch den Gehorsam seiner Untertanen verdient, an Bedeutung gewinnt.

Die vielfältigen Denunziationen interpretiert Arlette Farge vor dem Hintergrund eines Klimas der Repression, der Angst. Männer und Frauen zeigen gehörte Äußerungen an, um sich von ihnen abzugrenzen, um nicht mit ihnen in Verbindung gebracht zu werden. „Hinter dem Mißtrauen steht der Gedanke, daß das, was einer sagt, zwangsläufig den, der es hört, mit einbezieht.“ (264) Über die Denunziationsschreiben aus der Provinz bekommt Farge aber auch ein anderes Motiv in den Blick. Dörfler und Dörflerinnen erfinden „ungehörige Reden“, die sie ihrem Pfarrer oder ihrem Grundherrn unterschieben, Mitglieder der dörflichen Elite bezichtigen einander gegenseitig der oppositionellen Haltung, nutzen das repressive Klima zur Begleichung ungelöster Konflikte, „öffener Rechnungen“. Indem Arlette Farge den Inhalt der „ungehörigen Reden“ in der Sammlung des *Fonds Joly de Fleury* mit den Mechanismen, welche diese Reden erst hervorbringen, verbindet und mit anderen Quellen verschränkt, gelingt es ihr zu zeigen, daß das Thema des versuchten Königsmordes den vorhandenen Meinungen nichts grundlegend Neues hinzufügt. Damit wendet sie sich gegen die in der französischen Historiographie vertretene Auffassung, daß das Attentat eine fundamentale Zäsur darstelle. „Die gefährliche Tücke des Archivmaterials besteht darin, daß es dem Historiker einen ‚ungehörigen Diskurs‘ anbietet, den man wirklich lesen können muß – nicht nur unter dem Aspekt der langen Dauer, sondern auch im Licht anderer Quellen, in denen er schlummert, und vor allem im Licht dessen, was ihn hervorgebracht hat.“ (280)

Wie Arlette Farge wiederholt hervorhebt, geht es ihr nicht um eine Ursachenforschung im Hinblick auf die am Ende des Jahrhunderts bevorstehende Revolution, sondern um die Anerkennung des Fragmentarischen, des Flüchtigen als zentrales Moment frühneuzeitlicher städtischer Soziabilitäts- und Kommunikationsformen. In gewohnt dichter Sprache versteht sie es, die Vielfalt einer vergangenen Gesellschaft zu beleben und ihr Form zu verleihen. Die Vielschichtigkeit ihrer eindringlichen Beschreibungen läßt sich in einer knappen Darstellung wie dieser nur unzulänglich vermitteln. Dennoch hoffen wir, die Lektüre dieses ungemein anregenden und nicht zuletzt für ein differenziertes Verständnis der französischen Gesellschaft des *Ancien Régime* so wichtigen Buches schmackhaft gemacht zu haben. Besonders deshalb, weil es unseren Blick für das scheinbar Belanglose zu schärfen vermag, denn aus „dem mikroskopisch Kleinen erwachsen autonome Momente der Beurteilung und der Analyse. Wir dürfen nicht zögern, uns kurzen, dem Anschein nach unwichtigen Sequenzen zu widmen. In ihnen konstituieren sich neue Strukturen, Praktiken und Gedanken“ (129).

Andrea Griesebner und Ulrike Krampfl, Wien

Karin J. Jušek, Auf der Suche nach der Verlorenen. Die Prostitutionsdebatten im Wien der Jahrhundertwende. Wien: Löcker 1995, 295 S., DM 43,00/öS 348,00, ISBN 3-85409-238-5.

Der dunkle Kontinent weiblichen Begehrens

Einen Bogen vom 19. ins 20. Jahrhundert, entlang den Sexualitätsdebatten im Kontext der Ersten und der Zweiten Frauenbewegung, spannt Karin Jušek in ihrer Arbeit. Im Zentrum steht dabei die sogenannte Prostitutionsdebatte, die allerdings mehr als Ausgangs- denn als Austragungsort dient. Dieser ist vielmehr die Kritik am Begriff der Sexualität, im besonderen der weiblichen Sexualität und des weiblichen Begehrens, wie sie innerhalb der Neuen Frauenbewegung verstanden worden ist/wird. Allerdings vor dem Hintergrund des 19. Jahrhunderts – und wie Karin Jušek meint – nicht immer emanzipiert von diesem historischen Erbe.

So wie der Umgang mit der „sexuellen Frage“ uns wesentliche Einsichten über gesellschaftliche Mechanismen im vorigen Jahrhundert verschafft, so enthüllt die heutige Form der Diskussion Wesentliches über die gegenwärtigen Mechanismen. Daß der heutige Stand der Dinge, also die uns heute zugänglichen und geläufigen Einsichten unsere Wahrnehmung und Interpretationen historischer Umstände formen, ist bekannt, daß aber auch ein umgekehrter Prozeß stattfindet, der sicher nicht weniger bedeutsam für uns ist, wird dagegen viel weniger beachtet. Unser – auf den westlichen Kulturkreis bezogenes – Denken über Sexualität weist sowohl Kontinuität als auch scharfe Bruchlinien auf, und unsere Einschätzung dieser unter-